

Charlotte
McConaghly

Roman

Zugvögel

S. FISCHER



Charlotte McConaghy

Zugvögel

Roman

Aus dem Englischen von Tanja Handels

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Auf der Suche nach Erlösung folgt sie den letzten Küstenseeschwalben in die Antarktis

Franny hat ihr ganzes Leben am Meer verbracht, die wilden Strömungen und gefiederten Gefährten den Menschen vorgezogen. Als die Vögel zu verschwinden beginnen, beschließt die Ornithologin den letzten Küstenseeschwalben zu folgen. Auf einem der letzten Fischerboote macht sie sich auf den Weg in die Antarktis. Schutzlos ist die junge Frau den Naturgewalten des Atlantiks ausgeliefert, allein die Vögel sind ihr Kompass. Doch wohin die Tiere sie auch führen, ihrer Vergangenheit kann Franny nicht entfliehen. Schon bald wird die Reise zu einem lebensbedrohlichen Abenteuer.

Eine Ode an die bedrohten Geschöpfe dieser Erde. Eine Geschichte über die Wege, die wir gehen für die Menschen, die wir lieben. Und sei es bis zum äußersten Rand der Welt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Charlotte McConaghy, Jahrgang 1988, hat irische Wurzeln und wuchs in Australien auf. Ihre Passion für die Natur und Tierwelt und ihre Erschütterung über die Auswirkungen des Klimawandels inspirierten sie zu »Zugvögel«, ihrem literarischen Debütroman, mit dem sie den internationalen Durchbruch erreichte. Sie hat einen Abschluss als Drehbuchautorin der Australian Film Television and Radio School. McConaghy lebt heute in Sydney.

Tanja Handels, geboren 1971 in Aachen, lebt und arbeitet in München, übersetzt zeitgenössische britische und amerikanische Romane, u.a. von Zadie Smith, Erica Jong, Anna Quindlen und Michelle Obama, und ist auch als Dozentin für Literarisches Übersetzen tätig.

Für Morgan

Vergiss die Sicherheit.

Lebe, wo du zu leben fürchtest.

– *RUMI*

Teil Eins

1

Die Tiere sterben. Bald sind wir hier ganz allein.

Damals hat mein Mann eine Kolonie Sturmschwalben entdeckt, an der felsigen Küste des unbezähmbaren Atlantiks. In der Nacht, als er mich dorthin mitnahm, wusste ich noch nicht, dass sie zu den Letzten ihrer Art gehörten. Ich wusste nur, wie ungestüm sie in ihrer nächtlichen Höhle waren, wie verwegen sie über das mondhelle Wasser schossen. Wir blieben eine Zeitlang bei ihnen, und in diesen wenigen Stunden im Dunkel konnten wir uns einreden, wir wären wie sie, genauso wild und frei.

Damals, als die Tiere verschwanden, wirklich und wahrhaftig verschwanden, nicht nur als Warnung vor einer düsteren Zukunft, sondern jetzt, jetzt und hier, im Zuge eines Massensterbens, das wir sehen und fühlen konnten, beschloss ich, einem Vogel übers Meer zu folgen. Vielleicht hoffte ich ja, er würde mich dorthin führen, wohin sie alle geflüchtet waren, die anderen seiner Art, all die Lebewesen, die wir getötet zu haben glaubten. Vielleicht dachte ich auch, ich könnte

herausfinden, welch grausamer Trieb mich dazu zwang, alles zu verlassen, Menschen, Orte, immerzu. Oder ich hoffte einfach nur, die letzte Reise dieses Vogels würde mir einen Ort zeigen, wo ich hingehörte.

Damals waren es Vögel, die meinem ungestümeren Ich auf die Welt halfen.

GRÖNLAND, ZUR NISTZEIT

Ein Glück, dass ich gerade hinsehe, als es passiert. Ihr Flügel kappt den hauchdünnen Draht, und der Deckel des Korbs schließt sich sanft über ihr.

Ich setze mich aufrechter hin.

Erst reagiert sie gar nicht. Und weiß doch irgendwie, dass sie nicht mehr frei ist. Die Welt um sie her hat sich ein klein wenig verändert oder auch sehr stark.

Ich nähere mich langsam, will sie nicht verschrecken. Der Wind brüllt, beißt mir in Wangen und Nase. Überall auf den vereisten Felsen sitzen ihre Artgenossen, sie kreisen in der Luft, weichen mir aber eilig aus. Meine Stiefel knirschen, und ich sehe, wie sie die Federn schüttelt, ein erstes zögerliches Flattern, der Moment der Frage: Soll ich versuchen zu entkommen? Das Nest, das sie mit ihrem Gefährten gebaut hat, wirkt primitiv, ein paar Grashalme und Zweige, in eine Felsspalte gestopft. Sie braucht es nicht mehr – ihre Jungen tauchen bereits selbst nach Futter –, trotzdem kehrt sie noch zurück, wie alle Mütter, kann einfach nicht loslassen. Ich halte

den Atem an, strecke die Hand vor, um den Korb anzuheben. Sie flattert nur einmal, ein plötzliches Aufwallen von Widerstand, ehe sich meine kalte Hand um ihren Körper schließt und die Bewegung ihrer Flügel unterbindet.

Jetzt muss ich schnell sein. Aber ich habe geübt, und so bin ich es auch, rasch schlingen meine Finger den Ring um ihr Bein, schieben ihn über das Gelenk hinauf bis unter das Gefieder. Sie stößt einen Laut aus, den ich nur zu gut kenne, einen Laut, wie ich ihn fast jede Nacht im Traum von mir gebe.

»Tut mir leid, wir sind gleich fertig.«

Ich zittere, mache aber weiter, es ist sowieso zu spät, du hast sie ja schon angefasst, sie gebrandmarkt, ihr dein Menschen-Ich aufgezwungen. Wie abscheulich!

Der Plastikring schließt sich fest um ihr Bein, hält den Peilsender am Platz. Er signalisiert mir mit einem Blinken, dass er funktioniert. Und gerade als ich sie wieder loslassen will, wird sie plötzlich ganz still, so dass ich ihren Herzschlag in meiner Hand spüre.

Es lässt mich innehalten, dieses Klopfen.

So flink, so flüchtig.

Ihr Schnabel ist rot, als hätte sie ihn in Blut getunkt. Für mich gibt ihr das eine Stärke. Ich setze sie in ihr Nest zurück und entferne mich, nehme den Käfig mit. Ich will, dass sie hinausplatzt in die Freiheit, ich will den Zorn in ihren Schwingen sehen, und da ist sie schon, die reinste Pracht, als sie sich erhebt. Die Beine rot, passend zum Schnabel. Eine seidig

schwarze Haube. Ein Schwanz wie zwei Klängen und dazu diese Flügel, ihre scharfen Kanten, die Eleganz.

Ich sehe zu, wie sie kreist, wie sie versucht, den neuen Teil von sich zu begreifen. Der Peilsender behindert sie nicht – er ist kaum größer als der Nagel meines kleinen Fingers und wiegt praktisch nichts –, aber sie lehnt ihn trotzdem ab. Plötzlich stürzt sie mit schrillum Kreischen auf mich los. Ich grinse vor Freude und ducke mich, um mein Gesicht zu schützen, aber sie wiederholt den Angriff nicht. Sie kehrt in ihr Nest zurück und macht sich dort breit, als gäbe es immer noch ein Ei zu hüten. Die letzten fünf Minuten haben für sie nie stattgefunden.

Seit sechs Tagen bin ich allein hier. Gestern Nacht wurde mein Zelt ins Meer geweht, nachdem Wind und Regen es mir weggerissen hatten. Mehr als ein Dutzend Mal haben mir die Vögel, die als die wachsamsten am Himmel gelten, in Kopf und Hände gehackt. Aber meine Mühen haben mir drei beringte Küstenseeschwalben eingebracht. Und das Gefühl von Salz in den Adern.

Oben auf der Anhöhe bleibe ich stehen, um noch einmal zurückzuschauen, und für einen Moment legt sich der Wind. Weit und überwältigend erstreckt sich das Eis, umrissen vom schwarz-weißen Meer und einem fernen, grauen Horizont. Selbst jetzt, mitten im Sommer, treiben riesige kobaltblaue Eisschollen träge vorbei. Und Dutzende Küstenseeschwalben sprenkeln das Weiß von Himmel und Erde. Die letzten, womöglich die letzten auf der ganzen Welt. Wenn ich fähig

wäre, irgendwo zu bleiben, dann hier. Aber die Vögel werden nicht bleiben – und ich auch nicht.

Glücklicherweise ist mein Mietwagen warm, die Heizung läuft auf Hochtouren. Ich halte meine steifgefrorenen Hände vor das Gebläse, spüre das Prickeln in der Haut. Auf dem Beifahrersitz liegt ein Ordner mit Papieren, ich blättere sie mit steifen Fingern durch, suche nach dem Namen. Ennis Malone. Kapitän der *Saghani*.

Ich habe es schon bei sieben Kapitänen von sieben anderen Schiffen probiert, aber mir scheint fast, der beharrlich verrückte Teil in mir wollte, dass es nicht klappt, seit ich den Namen dieses letzten Schiffs gelesen habe. *Saghani*: ein Wort der Inuit für »Rabe«.

Ich überfliege die Fakten, die ich bisher herausfinden konnte. Malone kam vor neunundvierzig Jahren in Alaska zur Welt. Seine Frau heißt Saoirse, sie haben zwei kleine Kinder. Sein Schiff gehört zu den letzten, die noch offiziell berechtigt sind, den Atlantischen Hering zu fischen, und dieser Tätigkeit geht er mit seiner siebenköpfigen Besatzung nach. Dem Hafenplan zufolge soll die *Saghani* ab heute für zwei Nächte in Tasiilaq vor Anker liegen.

Ich gebe Tasiilaq in mein Navigationssystem ein und mache mich langsam auf den Weg die kalte Straße entlang. Die Fahrt in die Stadt wird den ganzen Tag dauern. Ich lasse den nördlichen Polarkreis hinter mir und fahre nach Süden, überlege mir, wie ich vorgehen will. Bisher hat jeder Kapitän,

den ich gefragt habe, abgelehnt. Sie halten nichts von ungeschulten Fremden an Bord. Und sie schätzen es auch nicht, wenn von der Routine abgewichen, die Route verändert wird – Seeleute, musste ich feststellen, sind abergläubische Zeitgenossen. Gewohnheitstiere. Erst recht jetzt, wo ihr Lebensstil ständigen Bedrohungen ausgesetzt ist. So wie wir nach und nach die Tierwelt an Land und in der Luft ausgerottet haben, wurden die Meere von den Fischern praktisch leer geräumt.

Mir wird ganz anders bei dem Gedanken, an Bord eines dieser erbarmungslosen Schiffe zu sein, mit Menschen, die die Weltmeere verwüsten, aber sonst bleiben mir keine Möglichkeiten mehr, und außerdem wird die Zeit knapp.

Rechts von mir erstreckt sich ein grünes Feld, von tausend weißen Klecksen durchsetzt, die ich erst für Baumwollkapseln halte, aber das liegt nur am Fahrttempo, das alles verwischt: In Wirklichkeit sind es elfenbeinfarbene Wildblumen. Links von mir bricht sich das dunkle Meer. Eine ganz eigene Welt. Ich könnte diese Mission auch vergessen, versuchen, den Zwang zu überwinden. Mir irgendwo ein Häuschen auf dem Land suchen und dort Zuflucht finden. Gärtnern, spazieren gehen, zusehen, wie die Vögel allmählich verschwinden. Flüchtig schießt mir der Gedanke durch den Kopf. Doch das Süße daran würde mir schnell sauer werden, und selbst ein so gewaltiger Himmel wie dieser würde sich bald anfühlen wie ein Käfig. Ich werde nicht bleiben; selbst wenn ich es könnte, würde Niall mir das doch nie verzeihen.

Ich nehme mir ein billiges Hotelzimmer und werfe meinen Rucksack aufs Bett. Hässlicher gelber Teppichboden, aber ein Blick auf den Fjord, der am Fuß des Berges leckt. Jenseits des Wassers erheben sich graue Gipfel, von Schneeadern durchzogen. Es ist weniger Schnee als früher. Die Welt ist wärmer. Während mein Rechner hochfährt, wasche ich mir das salzige Gesicht, putze mir die pelzigen Zähne. Die Dusche ruft, aber erst muss ich noch meine Aktivitäten protokollieren.

Ich notiere die Beringung der drei Seeschwalben, dann öffne ich, vor lauter Nervosität mit angehaltenem Atem, das Ortungsprogramm. Der Anblick der blinkenden roten Punkte lässt mich erleichtert zusammensacken. Ich konnte nicht wissen, ob es wirklich funktionieren wird, aber da sind sie, drei kleine Vögel, die zum Überwintern gen Süden fliegen und mich, wenn alles nach Plan läuft, mitnehmen werden.

Nachdem ich geduscht, mich gründlich abgeschrubbt und warm angezogen habe, stopfe ich ein paar Unterlagen in den Rucksack und mache mich auf den Weg, bleibe nur kurz an der Rezeption stehen, um die junge Empfangsdame zu fragen, wo die beste Kneipe ist. Sie mustert mich, versucht wahrscheinlich, mich altersmäßig in eine Vergnügungskategorie einzuordnen, und sagt mir dann, ich solle es mit der Bar am Hafen probieren. »Es gäbe auch noch das *Klubben*, aber das ist Ihnen vielleicht doch zu ... hip.« Sie lässt ein Kichern folgen.

Ich lächele und komme mir uralt vor.

Der Weg durch die Stadt ist hügelig und malerisch. Kunterbunte Häuser stehen auf unebenem Gelände, rot, blau und gelb, was für ein Kontrast zur Winterwelt ringsum. Wie fröhliches Spielzeug sprenkeln sie die Hänge; unter dem Blick der gebieterischen Berge wirkt alles kleiner. Ein Himmel ist ein Himmel ist ein Himmel, und trotzdem ist er hier noch etwas mehr als das. Größer. Ich setze mich ein Weilchen hin und sehe den Eisbergen zu, die durch den Fjord treiben, ich kann einfach nicht aufhören, an die Seeschwalbe zu denken, an ihren Herzschlag in meiner Hand. Ich spüre es immer noch, dieses trommelnde Klopfen, und wenn ich die Hand an die Brust lege, stelle ich mir unseren Puls im Gleichtakt vor. Meine Nase spüre ich allerdings nicht mehr, also mache ich mich auf den Weg zur Bar. Ich würde alles, was ich habe (zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist das nicht besonders viel), darauf verwetten, dass die Besatzung eines frisch eingelaufenen Fischerboots jede wache Minute damit verbringt, einen draufzumachen.

Obwohl es schon spät am Abend ist, scheint die Sonne immer noch hell – sie wird um diese Jahreszeit gar nicht untergehen. Neben einem Dutzend dösender Hunde, die draußen vor der Kneipe an Abflussrohren festgemacht sind, lehnt ein alter Mann an der Mauer. Muss wohl ein Einheimischer sein, denn er trägt keine Jacke über dem T-Shirt. Ich friere schon, wenn ich ihn nur anschau. Im Näherkommen sehe ich etwas am Boden liegen, bücke mich und hebe eine Briefftasche auf.

»Ist das ihre?«

Ein paar der Hunde wachen auf und mustern mich unergründlich. Der Mann tut es ihnen gleich, und mir wird klar, dass er längst nicht so alt ist, wie ich dachte, und außerdem sturzbetrunken. »*Uteqqissinnaaviuk?*«

»Ähm ... tut mir leid. Ich wollte nur ...« Ich halte ihm die Briefftasche hin.

Als er sie sieht, lächelt er breit. Und überraschend warm. »Lieber Englisch, was?«

Ich nicke.

Er nimmt die Briefftasche und steckt sie ein. »Danke, Schätzchen.« Er ist Amerikaner, seine Stimme ein tiefes, fernes Grollen, das langsam anschwillt.

»Nennen Sie mich nicht ›Schätzchen‹«, entgegne ich nachsichtig und sehe ihn mir verstohlen genauer an. Hinter dem grau melierten Haar und dem dichten schwarzen Bart dürfte er höchstens Ende vierzig sein, nicht sechzig, wie es auf den ersten Blick aussah. Seine hellen Augen sind von Fältchen umrahmt. Er ist groß, hält sich aber gebeugt, als hätte er sein Leben damit verbracht, nicht so wirken zu wollen. Er hat etwas Raumgreifendes an sich. Raumgreifende Hände und Füße, Schultern, Brustkorb, Nase und Bauch.

Und er schwankt leicht.

»Brauchen Sie Hilfe? Soll ich Sie irgendwohin bringen?«

Darüber muss er wieder lächeln. Er hält mir die Tür auf und lässt sie dann zwischen uns zufallen.

In dem kleinen Vorraum schäle ich mich aus Mantel, Schal, Mütze und Handschuhen und hänge alles auf, um es griffbereit

zu haben, wenn ich wieder aufbreche. In diesen schneereichen Ländern ist das Ausziehen der warmen Kleidung ein Ritual. Drinnen, im Gedränge der Kneipe, spielt eine Frau Lounge-Musik auf dem Klavier, und mitten im Raum prasselt ein Feuer. Unter einer hohen Decke mit schweren Holzbalken sitzen Männer und Frauen an Tischen und auf Sofas verstreut, in der Ecke spielen ein paar Jungs Poolbillard. Das Ganze wirkt moderner als die meisten anderen, unbestreitbar charmanten Kneipen, in denen ich war, seit ich in Grönland bin. Ich bestelle ein Glas Rotwein und schlendere zu den Barhockern am Fenster hinüber. Von dort aus habe ich wieder einen Blick auf den Fjord, das macht es mir leichter, drinnen zu sein. Ich bin nicht gern drinnen.

Mein Blick wandert über die Gäste, auf der Suche nach einer Gruppe Männer, die die Besatzung der *Saghani* sein könnte. Auf den ersten Blick springt mir niemand ins Auge – die einzige Gruppe, die groß genug wäre, besteht aus Männern und Frauen, sie spielen *Trivial Pursuit* und trinken Stout dazu.

Ich habe noch kaum einen Schluck von meinem überteuerten Wein getrunken, da sehe ich ihn wieder, den Mann von vorhin. Er steht jetzt ganz nah am Wasser, der Wind reißt an seinem Bart und an seinen nackten Armen. Neugierig beobachte ich ihn, bis er direkt in den Fjord hineintritt und unter der Wasseroberfläche verschwindet.

Mein Weinglas kippt beinahe um, als ich vom Hocker springe. Nichts deutet darauf hin, dass er wieder auftaucht. Jetzt nicht und jetzt nicht und jetzt immer noch nicht. Großer

Gott – er taucht tatsächlich nicht wieder auf. Mein Mund öffnet sich, will schreien, klappt dann aber wieder zu. Stattdessen renne ich los. Durch die Tür, auf die Veranda, die Holzstufen hinunter, die vom Eis so glitschig sind, dass ich fast auf dem Hintern lande, und weiter, hinein in den kalten Schneematsch am Ufer. Irgendwo in der Nähe lässt ein Hund sein schrilles, panisches Bellen hören.

Wie lange braucht man, um zu erfrieren? In solchem Wasser bestimmt nicht lange. Und er ist immer noch nicht wieder aufgetaucht.

Ich stürze mich in den Fjord und ...

Oh.

Da fliegt sie hin, meine Seele, durch die Poren nach draußen gesaugt.

Die Kälte ist brutal und vertraut. Einen Moment lang packt sie mich und zwingt mich in eine Zelle, die bekritzelte, steinerne Zelle, die ich so gut kenne wie einen Liebhaber, denn ich habe vier Jahre in ihr verbracht, und weil mich die Kälte dorthin zurückschickt, verschwende ich viel zu viele kostbare Sekunden mit dem Wunsch, tot zu sein, es soll einfach alles vorbei sein, jetzt sofort, ich kann nicht mehr warten, es gibt nichts mehr in mir, was nicht am Ende wäre ...

Mit einem Schlag schießt mir Klarheit in die Lunge. Beweg dich, befehle ich mir. Mit Kälte bin ich immer gut klargekommen – früher bin ich zweimal täglich darin geschwommen, aber das ist so lange her, dass ich es längst vergessen habe, ich habe zugelassen, dass ich verweichliche.

Ich manövriere mich und meine wasserdurchtränkten Klamotten hin zu dem massigen Körper unter mir. Mit geschlossenen Augen sitzt er auf dem Grund des Fjords und verhält sich nervenaufreibend ruhig.

Langsam schieben sich meine Hände unter seine Achselhöhlen. Ich stoße mich vom Boden ab und zerre ihn mit einem gewaltigen Keuchen an die Oberfläche. Jetzt bewegt er sich wieder, holt tief Luft, paddelt auf der Stelle und hält mich im Arm, als hätte er mich gerettet und nicht umgekehrt. Wie zum Teufel ist das jetzt passiert?

»Was machen Sie denn da?«, keucht er.

Für einen Moment gibt es keine Worte mehr; mir ist so kalt, dass es schmerzt. »Sie waren am Ertrinken.«

»Ich bin nur kurz reingesprungen, um wieder nüchtern zu werden!«

»Was? Nein, Sie ...« Ich ziehe mich ans Ufer. Allmählich bricht sich die Wirklichkeit wieder Bahn. Ich klappere so heftig mit den Zähnen, dass ich wohl wie eine Wahnsinnige wirke, als ich jetzt auch noch lachen muss. »Ich dachte, Sie brauchen Hilfe.«

Ich kriege die logische Überlegung nicht mehr richtig zusammen, die mich hierhergebracht hat. Wie lange habe ich gewartet, bis ich losgerannt bin? Wie lange war er unter Wasser?

»Schon das zweite Mal heute Abend«, sagt er. Und dann: »Tut mir leid. Sehen Sie mal zu, dass Sie sich aufwärmen, Schätzchen.«

Aus der Kneipe sind Leute nach draußen gekommen, um zu sehen, was der ganze Aufruhr soll. Verwundert drängen sie sich auf der Veranda. Lieber Himmel, wie peinlich! Ich muss wieder lachen, aber es hört sich eher nach Röcheln an.

»Alles klar, Boss?«, ruft jemand mit australischem Akzent.

»Alles bestens«, sagt der Mann. »Kleines Missverständnis.«

Er hilft mir hoch. Die Kälte ist jetzt in mir und – Scheiße, tut das weh! Ich habe schon so gefroren, aber es ist ewig her. Wie steckt er das bloß so gut weg?

»Wo wohnen Sie?«

»Sie waren so lange unter Wasser.«

»Starke Lunge.«

Ich stolpere die Uferböschung hoch. »Ich geh mich mal aufwärmen.«

»Brauchen Sie ...?«

»Nein.«

»Hey!«

Ich bleibe stehen, schaue über die Schulter.

Seine Arme und Lippen sind blau, aber das scheint ihn nicht zu stören. Unsere Blicke treffen sich. »Danke fürs Retten.«

Ich hebe die Hand. »Immer gern.«

Obwohl die Dusche so heiß gestellt ist, wie es geht, friere ich immer noch. Meine Haut ist rot und wund, fast verbrüht, aber ich spüre es nicht. Nur die zwei Zehen am rechten Fuß kribbeln, als würde die Wärme allmählich zurückkehren – seltsam, nachdem sie mir vor Jahren amputiert wurden. Aber

ich spüre diese beiden Phantomzehen häufig, und gerade im Moment finde ich es viel verstörender, wie leicht es meinen Geist wieder zurück in die Zelle verschlagen hat. Es macht mir Angst, wie leicht es mir gefallen ist, einfach ins Wasser zu springen, statt Hilfe zu rufen.

Mein Ertrinkungstrieb.

Nachdem ich alles an Kleidung angezogen habe, was ich besitze, setze ich mich mit Stift und Papier an den wackligen Tisch und schreibe einen krakeligen Brief an meinen Mann.

Jetzt ist es also passiert. Ich habe mich so gründlich blamiert, dass es keinen Ausweg mehr gibt. Ein komplettes Dorf hat mit angesehen, wie sich eine dahergelaufene Ausländerin in den eiskalten Fjord stürzt und völlig grundlos einen Mann belästigt, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht. Aber immerhin ist es eine gute Geschichte.

Und versuch jetzt bloß nicht, das wieder als Vorwand zu nehmen, mich zum Heimkommen zu überreden.

Heute Morgen habe ich den dritten Vogel beringt und das Brutgebiet wieder verlassen. Ich habe mein Zelt eingebüßt und beinahe auch meinen Verstand. Aber die Peilsender funktionieren, und ich habe einen Mann ausfindig gemacht, dessen Schiff groß genug für die Reise sein könnte, darum bleibe ich jetzt in Tasiilaq, bis ich ihn überredet habe, mich mitzunehmen. Ich glaube nicht, dass ich noch eine andere Chance kriegen werde, und ich weiß nicht, wie ich die Welt in eine Form bringen soll, mit der ich klarkomme. Anscheinend

macht kein Mensch je, was ich von ihm will. An einem Ort wie diesem wird man sich der eigenen Machtlosigkeit sehr bewusst. Ich hatte nie Macht über dich, ich habe ganz sicher keine Macht über die Vögel und über meine eigenen Füße erst recht nicht.

Ich wünschte, du wärst jetzt hier. Du kannst jeden zu allem überreden.

Ich halte inne und starre auf die hingekritzeltten Worte. Sie kommen mir albern vor, wie sie so auf dem Briefpapier stehen. Irgendwie bin ich in zwölf Jahren schlechter darin geworden, meine Gefühle auszudrücken, und das sollte doch nicht so sein – nicht bei dem Menschen, den ich am meisten liebe.

Das Wasser war so kalt, Niall. Ich dachte, es bringt mich um.

Und einen Moment lang wollte ich das sogar.

Wie sind wir nur so weit gekommen?

Du fehlst mir. Das zumindest weiß ich genau. Ich schreibe dir morgen wieder.

F x

Ich stecke den Brief in einen Umschlag, schreibe die Adresse darauf und lege ihn zu den anderen, die ich noch nicht abgeschickt habe. Langsam kehrt das Gefühl in meine Gliedmaßen zurück, ich spüre ein unkontrolliertes Pochen in den Adern, in dem ich die innige Verbindung von Aufregung und Verzweiflung erkenne. Wenn bloß ein Wort für dieses

Gefühl existieren würde! Ich kenne es so gut, vielleicht sollte ich ihm selbst einen Namen geben.

Die Nacht ist jedenfalls noch jung, und ich habe etwas zu erledigen.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich das erste Mal von der Überfahrt geträumt habe, seit wann sie zu mir gehört wie der Drang zu atmen. Lange schon, zumindest fühlt es sich so an. Ich habe selbst nichts dafür getan – es hat mich einfach komplett verschlungen. Anfangs war es nichts als ein unmöglicher, närrischer Traum: die Vorstellung, mir einen Platz auf einem Fischerboot zu sichern und mich von dessen Kapitän so weit nach Süden bringen zu lassen, wie es nur geht; die Idee, einem Vogel auf seinem Flug zu folgen, der längsten Reise, zu der ein Lebewesen von Natur aus fähig ist. Aber der Wille ist eine große Kraft, und meiner wurde schon als entsetzlich bezeichnet.

2

Geboren wurde ich als Franny Stone. Meine irische Mutter hat mich in einer australischen Kleinstadt zur Welt gebracht, wo sie einsam und ohne Geld zurückgeblieben war. Bei der Geburt wäre sie fast gestorben, das nächste Krankenhaus war zu weit weg. Aber sie schaffte es, Überlebenskünstlerin durch und durch. Ich weiß nicht, wie sie das Geld dafür aufgetrieben hat, aber kurz darauf zogen wir nach Galway, wo ich die ersten zehn Jahre meines Lebens in einem Holzhaus verbrachte, so nah am Meer, dass ich meinen raschen Kinderpuls dem Rauschen der Spring- und Nipptiden anpassen konnte. Ich glaubte damals, wir hießen Stone, weil wir in einer Ortschaft lebten, die von niedrigen Steinmauern umgeben war, sie schlängelten sich silbrig über die hügelig gelben Felder. Sobald ich laufen konnte, wanderte ich an diesen kurvigen Wällen entlang, strich mit den Fingern über ihre rauen Ränder und war überzeugt, sie müssten mich dorthin führen, wo ich wirklich herkam.

Denn eins war mir von Anfang an klar: Ich gehörte nicht dazu.

Ich wanderte. Durch Kopfsteinpflasterstraßen und auf Pferdekoppeln, wo das lange Gras mir zuflüsterte, wenn ich hindurchging. Die Nachbarn fanden mich in ihrem Garten, wo ich die Blumen erforschte, oder irgendwo weit draußen in den

Hügeln, wo ich einen der Bäume erklimm, die vom Wind so gebeugt waren, dass ihre brüchigen Finger seitlich über den Boden streiften. Sie sagten: »Auf die musst du aufpassen, Iris, die hat Wanderfüße, und das ist ein Jammer.« Mam konnte es nicht leiden, wenn mich jemand so kritisierte, aber sie sagte immer ehrlich, dass mein Vater sie verlassen hatte. Diese Wunde trug sie wie ein Ehrenabzeichen. Es passierte ihr schon ihr Leben lang: Menschen verließen sie, und das war nur mit Stolz zu ertragen. Trotzdem sagte sie fast jeden Morgen zu mir, falls ich sie jemals verlassen sollte, dann sei es vorbei, dann sei sie endgültig verflucht, dann werde sie aufgeben.

Also blieb und blieb ich, bis ich eines Tages nicht mehr bleiben konnte. Ich war aus einem anderen Holz geschnitzt.

Wir hatten kein Geld, gingen aber oft in die Bibliothek. Mam sagte immer, in den Seiten eines Romans lebe die einzige Schönheit, die die Welt uns zu bieten habe. Den Tisch deckte sie mit Tellern, Gläsern und Büchern. Wir lasen beim Essen, während sie mich badete und wenn wir bibbernd im Bett lagen und dem Wind lauschten, der durch die undichten Fenster heulte. Wir lasen, während wir auf den niedrigen Steinmauern entlangbalancierten, die Seamus Heaney in seinen Gedichten berühmt gemacht hat. Es war ein Weg, fortzugehen, ohne wirklich fortzugehen.

Und dann, eines Tages, gleich am Rand von Galway, wo das ewig wechselnde Licht das Blau aus dem Wasser stiehlt und es über die langen Grashalme breitet, begegnete ich einem Jungen, und er erzählte mir eine Geschichte. Es war einmal, vor langer

Zeit, eine Frau, die ihr Leben lang Federn aushustete, und eines Tages, als sie längst grau und knorrig war, erwuchs aus der Frauengestalt die eines schwarzen Vogels. Von da an hielt die Dämmerung sie in ihrem Bann, und der große gähnende Schlund der Nacht verschluckte sie ganz und gar.

Das erzählte er mir, und dann küsste er mich, der Junge, mit Essiglippen von den Chips, die er gegessen hatte, und ich kam zu dem Schluss, dass das meine Lieblingsgeschichte schlechthin war und ich auch ein Vogel werden wollte, wenn ich grau wurde.

Wie hätte ich danach nicht mit ihm fortlaufen können? Ich war zehn Jahre alt; ich packte meinen Schulranzen mit Büchern voll, nahm ihn auf die Schultern und machte mich auf den Weg, nur kurz, zu einer Erkundungstour, ein klitzekleines Abenteuer, nichts weiter. Noch am selben Nachmittag wehten wir mit dem Unwetter davon und schlängelten uns an der Westküste Irlands entlang, bis seine große, weitverzweigte Familie beschloss, ihre Autos und Wohnwagen landeinwärts zu lenken. Ich wollte nicht weg vom Meer, darum schlich ich mich davon, ohne dass es jemand merkte, und verbrachte zwei Tage an der stürmischen Küste. Hier gehörte ich hin, hierher hatten all die silbrigen Mauern mich geführt. Zum Salz, zum Meer und zu den Windböen, die einen forttragen konnten.

Aber dann schlief ich nachts ein und träumte von Federn in meiner Lunge, so vielen, dass ich fast daran erstickte. Hustend und verängstigt wachte ich auf und wusste, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Wie hatte ich sie bloß verlassen können?

Der Weg bis zum nächsten Dorf war länger als jeder, den ich bisher gegangen war, und die Bücher wurden mir so schwer. Ich ließ sie nach und nach am Straßenrand zurück, eine Spur aus Wörtern hinter mir. Ich hoffte, sie würden jemand anderem helfen, den eigenen Weg zu finden. Eine dicke, freundliche Dame aus der Bäckerei gab mir Sodabrot zu essen, dann kaufte sie mir eine Busfahrkarte und wartete mit mir, bis der Bus kam. Anstatt zu reden, summt sie vor sich hin, und die Melodie blieb mir im Kopf, so dass mir noch lange, nachdem sie an der Haltestelle zurückgeblieben war, ihre tiefe Stimme im Ohr klang.

Als ich nach Hause kam, war meine Mutter fort.

Und damit war es vorbei.

Vielleicht hatten die Federn sie ja geholt, so wie sie es mir im Traum zugeflüstert hatten. Vielleicht war mein Vater zurückgekommen und hatte sie mitgenommen. Oder die Kraft ihrer Traurigkeit hatte sie unsichtbar werden lassen. So oder so, meine Wanderfüße hatten sie verlassen, wie sie es mir immer prophezeit hatte.

Ich musste fort aus dem Haus meiner Mutter und wurde nach Australien zurückgeschickt, um dort bei meiner Großmutter väterlicherseits zu leben. Seither sah ich keinen Sinn mehr darin, an einem Ort zu bleiben. Das versuchte ich nur noch ein einziges Mal, viele Jahre später, als ich einem Mann namens Niall Lynch begegnete und wir uns mit Haut und Haaren und Körper und Seele liebten. Für Niall versuchte ich es, so wie ich es für meine Mutter versucht hatte. Ich versuchte

es wirklich. Aber der Rhythmus der Gezeiten ist nun mal das Einzige, was wir Menschen noch nicht zerstört haben.

TASIILAQ, GRÖNLAND, ZUR NISTZEIT

Zweiter Anlauf. Diesmal steht kein Mann draußen vor der Kneipe, nur die Hunde, die mich schläfrig beäugen und sich dann desinteressiert abwenden, als ich ohne Leckereien an ihnen vorbeimarschiere.

Bei meinem Eintreten ist es, als ginge ein eigentümliches Rauschen durch die Gäste, und dann fangen sie fast einmütig plötzlich zu applaudieren an. Ich sehe ihn breit grinsend an einem der Tische sitzen, er klatscht mit den anderen. Auf dem Weg zum Tresen klopfen mir mehrere Leute auf die Schultern, so dass ich schließlich lachen muss.

Am Tresen wartet jemand lächelnd auf mich. Er ist um die dreißig, attraktiv, das lange dunkle Haar zum Knoten gebunden. Die untere Zahnreihe ist auffallend schief. »Die Drinks für die Dame gehen heute auf uns«, sagt er zum Barman, und wenn da nicht noch ein anderer Australier ist, dann war er es, der vorhin von der Veranda zu uns heruntergerufen hat.

»Das ist doch gar nicht nötig ...«

»Sie haben ihm das Leben gerettet.« Wieder lächelt er, und ich kann nicht sagen, ob er mich verarschen will oder tatsächlich glaubt, dass es so abgelaufen ist. Egal, sage ich mir –

ein Gratisdrink ist ein Gratisdrink. Ich bestelle noch ein Glas Rotwein und gebe ihm dann die Hand.

»Ich bin Basil Leese.«

»Franny Lynch.«

»Der Name Franny gefällt mir.«

»Der Name Basil gefällt mir auch.«

»Und, Franny, geht's Ihnen so weit gut?«

Die Frage gefällt mir nicht. Sie würde mir nicht einmal gefallen, wenn ich an der Pest erkrankt wäre und im Sterben läge. »War ja letztlich nur kaltes Wasser.«

»Stimmt, aber es gibt so 'ne und solche Kälte.«

Basil greift einfach nach meinem Glas und trägt es zu seinem Tisch, also gehe ich mit. Er sitzt mit dem »Ertrinkenden« – der inzwischen auch wieder trockene Kleidung trägt – und ein paar anderen zusammen. Ich lerne Samuel kennen, einen korpulenten Herrn Ende sechzig mit üppiger roter Lockenpracht, und Anik, einen schlanken Inuk. Dann deutet Basil auf drei jüngere Gestalten am Billardtisch. »Die beiden Trottel da drüben sind Malachai und Daeshim. Die neuesten und dümmsten Mitglieder der Besatzung. Und die Frau heißt Lea.«

Ich sehe einen nachlässig gekleideten Koreaner und einen schlaksigen Schwarzen. Auch die Frau, Lea, ist schwarz und überragt beide Männer. Die drei stecken mitten in einer hitzigen Diskussion über Billardregeln, also wende ich mich wieder dem Ertrinkenden zu, in der Hoffnung, auch seinen Namen zu erfahren, aber Basil ist schon dazu übergegangen,

sich wortreich über das Essen zu beklagen, das man ihm vorgesetzt hat.

»Es ist verkocht, sie waren zu großzügig mit dem Oregano, und viel zu viel Butter ist auch dran. Ganz zu schweigen von der armseligen Beilage. Und schaut mal – schaut euch nur an, wie beschissen das alles angerichtet ist!«

»Was erwartest du denn, wenn du Würstchen mit Kartoffelstampf bestellst?«, fragt Anik gelangweilt.

Samuel hat den belustigten Blick nicht von mir gelassen. »Wo sind Sie her, Franny? Ich kriege Ihren Akzent nicht einsortiert.«

In Australien klinge ich irisch. In Irland denken alle, ich wäre Australierin. Seit jeher wabere ich irgendwo dazwischen, kann mich keinem richtig anschließen.

Ich trinke einen Schluck Wein, verziehe das Gesicht, weil er so süß ist. »Man könnte mich als irische Australierin bezeichnen.«

»Wusste ich's doch«, sagt Basil.

»Und was führt eine Irin nach Grönland, Franny?« Samuel lässt nicht locker. »Sind Sie Dichterin?«

»Dichterin?«

»Sind denn nicht alle Iren Dichter?«

Ich muss lächeln. »Das würden wir wohl alle gern glauben. Ich erforsche die letzten Küstenseeschwalben. Sie brüten hier an der Küste, fliegen aber bald nach Süden, den ganzen Weg bis zur Antarktis.«

»Dann sind Sie also doch Dichterin«, sagt Samuel.

»Und Sie sind Fischer?«, frage ich.

»Heringsfischer.«

»Dann sind Sie Enttäuschungen ja gewöhnt.«

»Tja, da könnten Sie recht haben.«

»Ein aussterbender Berufsstand«, kommentiere ich. Sie sind immer wieder gewarnt worden. Wie wir alle. Die Fische werden verschwinden. Das Meer ist praktisch leer. Ihr habt genommen und genommen, und jetzt ist nichts mehr da.

»Noch nicht.« Zum ersten Mal meldet sich der Ertrinkende zu Wort. Bisher hat er nur schweigend zugehört, und ich wende mich ihm zu.

»Es gibt nicht mehr viele freilebende Fische.«

Er neigt bestätigend den Kopf.

»Wozu das dann also noch?«, will ich wissen.

»Weil es das Einzige ist, was wir können. Und ohne Herausforderungen macht das Leben keinen Spaß.«

Ich lächele, obwohl es sich hölzern anfühlt. In mir brodelt es, und ich male mir aus, welche Wirkung dieses Gespräch wohl auf meinen Mann hätte, der immer für den Artenschutz gekämpft hat. Sein Spott und seine Abscheu würden keine Grenzen kennen.

»Der Käpten hat sich den Goldenen Fang in den Kopf gesetzt«, erklärt mir Samuel augenzwinkernd.

»Und was soll das sein?«

»Der Weiße Wal«, sagt Samuel. »Der Heilige Gral, der Jungbrunnen.« Er macht eine so ausladende Geste, dass ihm